

2005-12-07 epd Medien

96/05-Losgelöst vom Alltag?. Was Wissenschaftsjournalismus leisten sollte/
Von Holger **Wormer** =

Sehr geehrter Rektor, sehr geehrter Herr Schrotthofer, liebe Kollegen,
Studierende und Freunde,

in den vergangenen Wochen habe ich viel an Sie gedacht. Das aber, so muss ich zugeben, ist mir nicht immer leicht gefallen. Nicht, weil ich an irgendjemanden von Ihnen nicht hin und wieder gerne denken würde, sondern weil es mitunter schwerfällt, an Sie alle gleichzeitig zu denken. Denn das gerät zu einem Mosaikspiel -- mit interessanten, aber höchst unterschiedlichen Einzelteilen.

Das beginnt im soziologischen System der eigenen und der eng verwandten Fakultät, in denen der Druck schon seitens der Psychologie recht hoch wird, immerhin müssen kulturelle und historische Fachgebiete ebenso vorkommen wie "irgendetwas mit Amerika".

Noch schwieriger aber wird es, wenn man an alle anderen Fachbereiche und Fakultäten denkt, die am Studiengang Wissenschaftsjournalismus mitwirken.

Für die Physik sollte man etwas finden, das die subatomare Welt mit Kosmologischem zusammenführt.

Mit Blick auf die Chemiker wäre es gut, wenn Materie eine Rolle spielt -- wobei man auf Stoffumwandlungen aus Gründen der Sicherheit leider verzichten muss.

Bei den mathematisch-statistischen Partnern steht man vor dem unlösbaren Problem, dass das Gesagte kaum vor der Richterbank von Signifikanz und Standardabweichung bestehen kann.

Bei den Biologen und Mediziner fällt die Sache leichter, da diese es meist nicht so mit Statistik haben und seit ihrer Fusion zu den "Life Sciences" von Biomolekülen bis zum Ökosystem der Primaten ohnehin fast alles dazu gehört.

Wo ist das Stabile?

Außerdem sollte man lokale Mosaiksteine mit globalen verbinden, den Drittmittelgebern der Bertelsmann- und der VW-Stiftung, vor allem aber dem Institut und der eigenen Universität danken, dass sie den Mut besitzt, Menschen mit journalistischen Wurzeln überhaupt Antrittsvorlesungen zu gestatten, in denen dann neben dem lokalen der gesamt-ruhrregionale Teil Erwähnung finden soll - da sich gleich mehrere Hochschulstädte als Metropole Ruhr zusammenfanden, um sich als "Stadt der Wissenschaft" zu bewerben.

Versucht man all diese Bausteine in einer zeitlichen Dimension von nicht mehr als einer Stunde zu einem mehrdimensionalen Konstrukt zusammenzuführen, werden am Schluss die Ingenieure den Kopf schütteln, die -- bei aller Liebe zu kühnen Konstruktionen und Umformungen -- doch oft das Stabile suchen, das effizient in der Anwendung ist.

Bleibt als Hoffnung für ein so komplexes Problem der Wissenschaftskommunikation eine letzte Wissenschaft: die Kommunikationswissenschaft. Glaubt man jedoch der Literatur, so spricht einiges für die Hypothese, dass es unmöglich sein könnte, eine Antrittsvorlesung über Wissenschaftsjournalismus, also einen "wissenschaftsjournalismuswissenschaftlichen" Vortrag zu halten. Immerhin wurde bereits der Wissenschaftsjournalismus selbst, mit Begriffen belegt, die wenig Mut machen: Er ist voll von Missverständnissen zwischen Journalisten und Wissenschaftlern.

Er ist wenig "akkurat". Er ist gespalten durch den Graben der zwei Kulturen der Naturwissenschaftler und der literarisch Gebildeten. Versucht man, über diesen Graben die Brücke der "Wissenschaftspopularisierung" zu schlagen, so steht die -- zum Teil berechtigte -- Kritik im Raum, die eigentlichen Aufgaben des Journalismus könnten dabei zu kurz kommen.

"Unmöglicher Journalismus"

Oder der Wissenschaftsjournalismus ist, da erst nach den klassischen Ressorts gegründet, einem Buchtitel von Hömberg im Jahre 1989/90 folgend als "verspätetes Ressort" völlig verspätet.

Im Extremfall wird er sogar zum "unmöglichen Journalismus" erklärt - existiert also gar nicht.

Wenn das stimmt, dann sollte dies für die Wissenschaft vom Wissenschaftsjournalismus erst recht gelten, denn welche Disziplin -- mit Ausnahme der für die Beschreibung des Nichts primär zuständigen Philosophie und vielleicht noch der Physik -- kann schon etwas untersuchen, das es gar nicht gibt?

An dieser Stelle könnte es also bereits vorbei sein mit der Vorleserei und man könnte unauffällig Zeichen geben, endlich die kalten Getränke zu reichen. Dass ich es mit einem Anlauf von der -- eher dem Wissenschafts- als dem journalistischen System entsprechenden -- Zeitdimension von fast exakt einem Jahr seit meiner Ernennung dennoch versuchen möchte, liegt an der noch zu erläuternden Hypothese, dass nicht nur Journalisten wenig über Naturwissenschaftler, und Naturwissenschaftler wenig über Journalisten, sondern manche Kommunikationsforscher auch wenig über beide wissen.

Die Kacheln des Mosaiks

Das macht die Sache nicht einfacher. Wie setzt man es zusammen, dieses Mosaik?

Der erste Teil einer möglichen Lösung besteht darin, einen Ort zu wählen, der so transdisziplinär ist wie möglich. Einen Ort, der es erlaubt, ohne multimedial- und dauerpowergepointete Unterstützung zu sprechen, ja sogar vorzulesen im wörtlichen Sinne, da die Zuhörer der verschiedenen Disziplinen - wenn ihr Fach gerade mal nicht dran ist - gedankenverloren alte Straßenbahnen, oder gigantische Elektrostahlöfen betrachten können, sodass sie ihre zeitweise Abwesenheit hinterher nicht als solche wahrnehmen. -- Danke, liebe DASA!

Der zweite Teil einer möglichen Lösung des Vorlesungsproblems besteht darin, sich auf die eigenen Wurzeln zu besinnen, die bekanntlich journalistisch sind. Dies bietet sich schon deshalb an, um noch einen weiteren Punkt zu berücksichtigen, nämlich dass neben den Zuhörern der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen vor allem auch jene berücksichtigt werden sollen, die den journalistischen Disziplinen von Fernsehen bis Zeitung angehören - und dazu die Studierenden, die dorthin wollen. Der Vorteil eines journalistischen Ansatzes ist zudem die Tatsache, dass kaum ein Fach so gut geeignet ist, Dinge zusammenzubringen, die zunächst wenig miteinander zu tun haben.

Als Form wählt man vorzugsweise narrative Elemente, erzählt eine Geschichte und verteilt die verschiedenen Aspekte auf Akteure, Kulissen oder Requisiten. Vor dem Hintergrund der Tradition naturwissenschaftlicher Vorlesungen erscheint das legitim - als bescheidener Lehrstuhl lehnt man sich aber sicherheitshalber an ein großes Vorbild an, zu Beginn der Adventszeit vielleicht an die Weihnachtsvorlesungen von Michael Faraday. Der erzählte Wissenschaft etwa anhand von Kerzen, in denen, wie er sagte, "alle im Weltall wirkenden Gesetze zu Tage treten", sodass sich schwerlich "ein bequemes Tor zum Eingang in das Studium der Natur finden" lasse.

Ich erzähle ihnen heute nicht die Geschichte einer Kerze, sondern die Geschichte einer Kachel. Genau genommen die Geschichte von vier Arten von Kacheln, die zwar nicht alle Gesetze des Weltalls, aber vielleicht doch ein Mosaik des Wissenschaftsjournalismus ergeben können.

Die Hitzekachel

Die Geschichte der weißen Kachel hier vorne und sowie jener, die dort hinten über uns schweben, beginnt im Haus lieber Menschen, die mir in meinem ersten -- vertretungsweisen -- Dortmunder Jahr in ihrer Einliegerwohnung Asyl gewährten. Die Ausstattung derselben mit einem Fernseher anstelle eines Radios hat mein Mediennutzungsverhalten insoweit verändert, dass ich zum Rezipienten morgendlicher Fernsichtensendungen geworden bin. An einem Morgen schließlich entließ eine dieser Sendungen Zuschauer und Zuhörer mit der wie selbstverständlich daherkommenden Nachricht ins Badezimmer, dass eine Rakete wieder nicht habe starten können, weil eine Hitzekachel abgefallen sei.

Nachdenklich und benommen von der Nacht betritt man mit dieser Nachricht im Ohr das Badezimmer und steht unvermittelt vor einer Wand voll mit Kacheln

-- und damit vor der Frage, warum denn diese mit einfachem Baumarktkleber befestigten Exemplare niemals einfach so herunterfallen, wohl aber jene an Raketen der sündhaft teuren Raumfahrtprogramme?

Da kommt dann schnell Ärger auf über diese Art des brav verlautbarenden Journalismus, der aber leider genau dort endet, wo die eigentlichen Fragen beginnen, er also einfach unkommentiert hinnimmt, dass Kacheln von Raketen abfallen, obwohl dieses Verhalten dem braven Bürger doch höchst ungewöhnlich vorkommen muss. (Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass sich die Nachricht später noch als kleine Falschmeldung entpuppte, da keine Kachel, sondern ein Stück Schaumstoff von der Rakete abgefallen war - was am grundsätzlichen Problem indes wenig ändert.)

Zurück in die Frühzeit

Woher aber kommt der Hang dazu, die Forschung und Technik in der Berichterstattung immer wieder wie losgelöst vom Alltag der Menschen zu betrachten?

Beginnen wir auf der Suche nach Antworten mit einer Rückblende in die Frühzeit der deutschen Wissenschaftsberichterstattung - in einem Film käme nun die Einblendung: "Was bisher geschah."

Der Umfang des "bisher" endet in unserem Fall im Jahr 1969. In dieser Zeit kann man tatsächlich so etwas wie eine zaghafte Gründerzeit des Wissenschaftsjournalismus in Deutschland erkennen, zum anderen erscheint das Jahr 1969 auch aus persönlicher, lokaler und regionaler Perspektive geeignet:

In Anbetracht des eigenen Geburtsjahrs ist es ein realistischer Rahmen für eine Analyse, gleichzeitig ist das Jahr 1969 das Geburtsjahr der Universität Dortmund, jedenfalls begannen die Chemie, die Mathematik und die Raumplanung den Studienbetrieb. Und was ist eine Universität schon, bevor sie von Studierenden -- die damals noch Studenten hießen -- bevölkert wird?

Für die Region wiederum markiert das Jahr 1969 mit dem "Grundvertrag zur Neuordnung des Ruhrbergbaus" auch einen der ersten Schritte des Strukturwandels, der Elektrostahlöfen wie jenen hinter mir nach und nach ins Museum beförderte.

Aufbruch zum Mond

Im globalen Rahmen symbolisieren Ereignisse wie der Erstflug der Concorde Aufbruchstimmung in ein neues Zeitalter der Technik. Auf den kurz zuvor gegründeten Wissenschaftsseiten der FAZ und der Süddeutschen, findet man Themen von erstaunlicher Aktualität: Da mahnt Carl Friedrich von Weizsäcker: "Unser Schicksal hängt in wachsendem Maße von der Wissenschaft ab." -- So als ginge es um heutige Globalisierungsdebatten. Ein sowjetischer Plasmaphysiker "hofft auf die Kernfusion" -- ein Satz, der heute noch stimmt.

In San Francisco entwickeln Ärzte eine Methode, mit der "sich vom dritten Schwangerschaftsmonat an feststellen lässt, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelt" -- mit ähnlichen Verfahren beschäftigen sich heute Nationale Ethikräte.

Außerdem die Themen Krebsforschung, Kosmologie, Transplantation und Einsteins Schwerkraftwellen. Selbst Computer haben bereits ihren Platz, jedenfalls zitiert SZ-Wissenschaftsredakteur Martin Urban das Forschungsministerium: "Die elektronische Datenverarbeitung wird die Entwicklung von Wissenschaft, Wirtschaft (...) und Gesellschaft wesentlich beeinflussen." Wohl wahr, sagt die Internetgeneration.

Die Themen des Jahres 1969 waren also nicht grundsätzlich anders als heute, wobei wir das Medienereignis, das zudem mit startenden Raketen zu tun hat, noch gar nicht erwähnt haben: die Mondlandung. Der Tagesanzeiger nannte es die "größte Mobilisation von Mensch und Wissenschaft, die je für ein einzelnes Projekt unternommen worden ist". Wie diese Mobilisation von Mensch und Wissenschaft auch die Medien mobilisierte, macht man sich am besten an einer Materialfrage bewusst -- der Frage, welches das wichtigste Metall während der Mondlandung war.

Bleizeit

"Titan" mögen nun Ingenieure, Chemiker und Hobby-Raumfahrer antworten. "Alu" werden womöglich jene antworten, die mit Leichtmetallfelgen herumfahren. Für Journalisten aber läuft die Antwort auf ein Schwermetall hinaus: Blei!

Besonders schön rechnet die "Münchener Abendzeitung" vor, dass für ihre sieben, immer wieder aktualisierten Ausgaben in der Nacht der Mondlandung 350 Druckplatten mit einem Gewicht von je 15 Kilogramm notwendig waren - zusammen 5250 Kilo, so viel wie die Raumkapsel bei ihrer Rückkehr zur Erde wiegen sollte. Auch anderswo floss natürlich viel Blei, die "New York Times" erreichte ihre Höchstaufgabe von mehr als 900.000 Exemplaren. Und natürlich war die Mondlandung auch das Fernsehgroßereignis -- 92 Prozent der über 16-jährigen Bundesbürger haben laut Umfragen die Apollo-Berichterstattung verfolgt, die Zahl der Fernsehzuschauer weltweit lag bei mehr als 800 Millionen.

Doch nicht nur die Zuschauer- und Auflagenzahlen waren beeindruckend, auch die Vielfalt der Formen in den Zeitungen war sogar nach heutigen Maßstäben oft modern: Anfangen von Serien ("Einmal Mond und zurück"), Infografiken, großflächigen Fotoseiten, Sonderseiten mit Hintergründen zu technischen und medizinischen Fragen (etwa die Angst vor Mondkeimen betreffend), Porträts, Leitartikel und schließlich die Seiten der Feuilletonisten, die einen in der Antike gestarteten eintausendachthundert Jahre langen "Countdown der Mondfahrten" beschreiben, mit Astronauten wie Cyrano de Bergerac und Edgar Allan Poe. Kurzum: Einige journalistische Elemente und Formen, die wir im 21. Jahrhundert als Standard, oder -- wie das Wissenschaftsfeuilleton -- gar als innovativ ansehen, gab es bereits.

Bei Lesern und Zuschauern schien auch einiges hängen zu bleiben von der Mondwissenschaft: So berichtet ein Autor des "Kölner Stadtanzeigers" im Juli 1969, wie ein Achtjähriger auf der Straße auf die Frage "Weißt Du, wie weit es bis zum Mond ist?" wie aus der Pistole geschossen mit "384.400 Kilometer" antwortet -- und man muss dabei an die Wirkung der Medien auf heute Achtjährige denken, die mit den Händen in den Hosentaschen vor einem toten Vogel auf der Straße nüchtern diagnostizieren: "Klarer Fall - Vogelgrippe!"

Weltraum-Journalismus

Unabhängig von der Richtigkeit dieser Diagnose unterstützt diese Beobachtung das, was der Autor im Jahre 1969 folgert, nämlich - "wie ein kaum faßbares Ereignis in die Selbstverständlichkeit der Jüngeren übergeht". Das Unternehmen Mond habe auch die Uninteressiertesten aufgerüttelt.

Die "Aufrüttelung der Uninteressierten" aber hatte kaum nachhaltige Folgen für das Fach. Dabei hätte die Mondberichterstattung -- obwohl zunächst geprägt durch das Ereignis selbst -- doch eigentlich dauerhaftere Spuren im Wissenschaftsjournalismus hinterlassen sollen als die bald wieder ausgestorbene Existenz des "Weltraum-Journalisten". Zumindest aber muss man fragen, warum der Wissenschaftsjournalismus nach viel versprechenden Anfängen in den späten Sechzigern noch 20 Jahre nach der Mondlandung als "verspätetes Ressort" tituiert werden konnte.

Der erste Teil eines Erklärungsversuchs führt zurück zu den Hitzekacheln in den Morgennachrichten: Über Hightechprodukte der Wissenschaft wird berichtet, als hätten sie mit dem Alltag rein gar nichts gemeinsam. Und verfolgt man die Mondberichterstattung des Jahres 1969, so überwiegt trotz einiger moderner Formen auch hier der Eindruck, die Wissenschaft sei nicht auf der Erde, sondern nur auf einem anderen Stern gelandet: Das alles war beeindruckend, aber weit weg, mindestens 384.000 Kilometer. Nachdem die Wissenschaft wieder gelandet war, war das Ereignis vorüber. Und anders als prophezeit haben nicht einmal heute Amerikaner auf provisorischen Stützpunkten auf dem Mond.

Würde, Anstand und Bildung

Ist die Durchdringung des heutigen Alltags mit Wissenschaft und Technik im Internet-, Laptop- und Handy-Zeitalter bis ins letzte bayrische Dorf offensichtlich, so hätte man sie zu Zeiten der Mondlandung meist mühsam herstellen müssen. Die Wissenschaft selbst aber war damals weder in der Lage noch -- von Ausnahmen abgesehen -- willens, Alltagsnähe herzustellen. Die "amerikanisierten Professoren", von denen heute als "neue Generation" die Rede ist, waren offensichtlich noch nicht eingetroffen. Alltägliches galt nicht unbedingt als förderlich für den Ruf des Professors. Die Selbstdarstellung der Wissenschaft blieb, wo sie "zaghafte versucht" wurde, "meist in den bürgerlichen Denkkategorien von Würde, Anstand und Bildung stecken", wie es Horst Stern formulierte. Zudem stand die Wissenschaft noch

nicht unter dem finanziellen Druck von heute. Um 1969 herum hat man ganze Universitäten gegründet, heute muss man um das Geld kämpfen, sie zu sanieren.

Erste Tendenzen zu größerer Auffälligkeit wie die damals in grell-orange gehaltenen Broschüren der Deutschen Forschungsgemeinschaft können nicht darüber hinwegtäuschen, dass bis zur Einführung eines ersten "Online-Informationdienstes Wissenschaft" noch gut 25 Jahre vergehen sollten. Im Jahr der Mondlandung aber waren nicht einmal an den einzelnen Hochschulen in nennenswerter Weise Pressesprecher gelandet. Noch eineinhalb Jahre nach dem Ausflug der Astronauten sah sich die Westdeutsche Rektorenkonferenz genötigt, den Hochschulen mitzuteilen, dass man so etwas wie eine Pressestelle überhaupt haben sollte.

Insofern beklagte die für Kommunikationsprobleme zuständige Kommunikationswissenschaft in der Folgezeit zu Recht die mangelnde Kommunikation zwischen Naturwissenschaft und Journalismus -- zu ihrer Überwindung konnte sie indes nur wenig beitragen. Denn von kaum einer Wissenschaft haben Wissenschaftsjournalisten wohl eine geringere Meinung als von den Kommunikationswissenschaften. Deren Untersuchungen scheinen Journalisten meist zwei Kategorien zuzuordnen: Einer bestätigenden Kategorie, von der Journalisten behaupten würden, dass sie das Ergebnis auch vorher schon kannten und die Studie somit überflüssig sei.

Was ist Wissenschaftsjournalismus?

Könnte man hier noch einwenden, dass "Glauben" und "wissenschaftlich Beweisen" nicht das Gleiche ist, wird es bei der zweiten Kategorie schwieriger. Denn dieser Kategorie ordnen Journalisten Hypothesen zu, die bei ihnen -- oft zu Recht -- auf blankes Unverständnis stoßen. Etwa wenn Kommunikationswissenschaftler Ende der 80er Jahre für ihre Studien eine Definition wie die Folgende verwenden: "Als Wissenschaftsartikel gelten alle Beiträge, die in der Überschrift oder im ersten Absatz -- erstens: einen Wissenschaftler oder ein Forschungsinstitut erwähnen oder -- zweitens: eine Studie oder ein Forschungsergebnis erwähnen."

Wendet man diese Kriterien heute auf neue Wissensmagazine an oder auf Wissenschaftsgeschichten in "Focus", "Spiegel" oder "Stern", dann wäre da nicht allzuviel Wissenschaftsjournalismus drin -- übrigens ebensowenig wie in vielen Beiträgen zur Mondlandung, die dann auch nicht zum Thema Wissenschaft und Technik zählen könnten.

Journalisten versuchen eben eher, schöne Geschichten zu erzählen, und Geschichten beginnt man dramaturgisch meistens nunmal weder mit einem buckligen Glöckner in einem düsteren Labor, noch mit einem rettenden Prinz im weißen Kittel. Nein, eine gute Dramaturgie verlangt es, dass Mann und Frau aus dem Volke möglichst erst in ein tiefes Unglück stürzen, bevor der Retter, vielleicht in Gestalt des Wissenschaftlers, erscheint -- was selten noch in den ersten Absatz passt. Und schon -- Vorhang, Ende, aus -- schon ist die beste Wissenschaftsreportage raus aus dem Raster des Kommunikationswissenschaftlers der achtziger und frühen neunziger Jahre.

Doch bei aller Kritik an der Wissenschaft und ihrer Kommunikation erklärt das nicht allein die "Verspätung" des Wissenschaftsressorts. Die entscheidenden Ursachen sind wohl doch in den Medien selbst zu suchen -- dort wo die -- von der Wissenschaft eigentlich autonome -- Entscheidung liegt, was recherchiert und berichtet wird.

Was alle angeht

Der wichtigste Schlüssel für eine Berichterstattung an prominenter Stelle aber war (und ist es meist heute noch): Politik. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden. Christian Schütze hat es einmal so formuliert: "Politik, nach der Definition das, was alle angeht, genießt mit Recht Vorrang, solange die Auswahl streng ist. Sie ist es aber oft nicht, sondern als Politik gilt, was Politiker sagen oder tun." Für das Wissenschaftsressort aber bedeutete: "Wissenschaft kommt (i) meist nur dann auf die ersten Seiten (...), wenn ein Politiker über Wissenschaft spricht."

Für das Jahr 1969 stimmt das ohne Zweifel: Neben der science-fiction-artigen Faszination war die Mondlandung vor allem die Fortsetzung der Politik mit den Mitteln der Raumfahrttechnik: Nach dem Sputnik-Schock ging es um die politische Vorherrschaft der beiden Großmächte im All.

Eine über Jahre anhaltende, enge Verknüpfung eines Themas in Politik und Wissenschaft gab es in der Folge jedoch selten, am ehesten noch in der Umweltdebatte -- Saurer Regen, Seveso, Tschernobyl -- und in der Tat gab sie Teilen des Wissenschaftsjournalismus einen Schub. Von einem "Boom" aber war man weit entfernt.

Ein ganze Kette von wissenschaftlich wie politisch hochrelevanten Ereignissen gab es erst drei Jahrzehnte nach dem Ausflug zum Mond - und sie zündeten wohl ganz wesentlich die nächste Stufe der Wissenschaftsberichterstattung. Am besten dokumentiert das ein Brief, den die Deutsche-Presse-Agentur im Juni 2001 an die Chefredakteure ihrer Kunden schrieb:

"Wie nie zuvor ziehen Themen aus der Wissenschaft das Interesse der Medien auf sich." Und zur Begründung wurden genannt: Das Klon-Schaf Dolly, BSE, Aids, der Klimawandel, die Entschlüsselung des menschlichen Genoms und die Biotechnik (man würde heute das Wort Stammzellen ergänzen). Fast ausnahmslos also Wissenschaftsthemen mit anhaltender politischer Relevanz, zum Teil Brisanz.

Das Herz des Chefredakteurs

Der Weg zum Leser und Zuschauer führt über das Herz des Chefredakteurs. Und der ist fast immer ein Redakteur mit politischer Sozialisation, der eher wenig von Naturwissenschaft und Technik weiß -- was man ihm nicht vorwerfen kann, das hat er nicht studiert, vielleicht weil er den grässlichen Physik-Unterricht schon in der Schule nicht mochte und er ja ohnehin

Journalist werden wollte. Bot ihm nun ein Wissenschaftsredakteur, der oft selbst noch als halber Wissenschaftler daherkam, ein Thema an, dann musste so mancher Chefredakteur etwas sagen, was bei kaum einem anderen Ressort vorkommt: "Ich mag das nicht, ich versteh das nicht, aber ich druck Dich trotzdem." Und damit verlangt man eine Menge von ihm.

Bevor Wissenschaft, meist über den Umweg der politischen Relevanz, auch in mehr Chefredaktionen oder -- wie in der FAZ -- bei einem Herausgeber dauerhaft auf stärkeres Interesse gestoßen war, konnte das Ressort kaum mehr sein als ein Spartenressort.

Die zweite Hilfestellung zur Überwindung der "Ich-mag-Dich-nicht-aber-ich-druck-Dich-trotzdem-Hürde" kommt neben der Politik von der wirtschaftlichen Seite. Längst gelten neben den etablierten Magazinen von "Geo" bis "P.M." viele Themen aus Wissenschaft, Medizin und Technik nicht nur in "Focus", "Stern" und "Spiegel" als recht sichere Auflagenbringer. Auch in vielen Tageszeitungen langweilen politische Schlagzeilen über "andauernde Koalitionsverhandlungen" nach ein paar Tagen so sehr, dass zur Abwechslung eine medizinische Studie als Aufmacher ins Rennen um den Einzelverkauf darf. Oder, wie Ressortleiter Patrick Illinger es anlässlich des 60. Geburtstags der "Süddeutschen" beschrieb, der Chefredakteur entscheidet eben auch mal, "dass die politische Analyse von der Seite eins fliegt, damit dort ein Bericht über Neandertaler Platz hat".

"Wissen ist Markt"

Inzwischen, so scheint es, übertrumpft das erwartete Interesse beim Leser -- und damit auch der erwartete Verkauf -- sogar deutlich das Primat der politischen Relevanz der Wissenschaft, die das Ressort im Ansehen nach vorne brachte. "Wissen ist Markt", formulierte es das Magazin Insight.

Damit aber wird es Zeit, das Kapitel mit den beiden ersten Kacheln zu schließen. Wenngleich es Wissenschaft in manchen politischen Redaktionen immer noch schwer hat, so ist ein großer Teil des Wissenschaftsjournalismus zumindest im Alltag angekommen, auch wenn er "Wissensjournalismus" heißt. Er sucht in der Wissenschaft auch nach Alltäglichem und im Alltag nach Wissenschaftlichem. Wohin das wiederum manchmal führt, deutet die etwas grelle Kachel an, die nun über dem dritten Kapitel steht.

Buntes, kiloweise Buntes, findet man mittlerweile zwischen Wissens-Show und Magazin. Dabei ist mit "Bunt" gar nicht einmal der klassische Boulevard gemeint, wo auch "Bild" gute Auflagen macht, wenn dort eine "Monster-Rakete ins All schießt", "Die Erdachse kippt" oder ein "Supervirus" Supermann tötet. Dahinter steckt ja zumindest im Kern eine echte Nachricht -- meistens jedenfalls. Anders zur besten Sendezeit im Fernsehen: Dort stößt man regelmäßig sogar auf Nachrichtenkanälen auf nachrichtenloses "Staunen-Sie-mit-TV", wie es früher der Sendung mit der Maus am Sonntagmorgen vorbehalten war:

Auf N24 wird man über die Herstellung von sieben Kilogramm schweren Kettengliedern informiert, auf Kabel 1 begegnet man einem

Streichholzballett, bei dem Tausende, gut vier Zentimeter lange Espenhölzchen ein Köpfchen erhalten, indem sie schließlich synchronschwimmgleich in ein Töpfchen aus rotem Phosphor und Kaliumchlorat tauchen, dessen Inhalt farblich wiederum an einen Beitrag auf ProSieben über die Physik der Tomatensauce erinnert, was seinerseits wiederum wunderbar zum nächsten Kanal überleitet, wo man zusammen mit Hunderten von Nudeln durch die Trockenstraße fährt - wobei die Fahrt von einer tiefen Hörspielstimme begleitet wird, die mit viel Dramatik erläutert, dass jede einzelne Nudel von innen nach außen trocken muss, da sie andernfalls von schweren Spannungsrissen gezeichnet wird. -- Ist das das Ergebnis des Booms im Wissenschafts- und Technikjournalismus, der Pisa überwinden und den Technologiestandort sichern hilft?

Staun-TV

Für Theoretiker könnte es jedenfalls ein wunderbares Thema sein, um weitere zehn Jahre zu diskutieren, ob das denn alles noch zum Wissenschaftsjournalismus zählt. Und für Medienkritiker ist das "Nudel-mit-Tomatensauce-TV" sicherlich ein gefundenes Fressen für eine bissige Glosse.

Nüchtern betrachtet stellt sich indes die Frage, ob die Darstellung der Herstellung von Kettengliedern wirklich weniger schwerwiegend ist als eine der zahlreichen Talkrunden, bei denen etwa Franka Potente und Alice Schwarzer in seltsamer Einigkeit 20 Minuten lang Klischees wie die Bedeutung von Schuhen für die Frau von heute bedienen. Und es stellt sich die Frage, ob die Idee mit dem Streichholzballett wirklich in jedem Fall weniger zündend ist als die Choreographie so mancher politischen "Brennpunkte", in denen ein Moderator Live-Schaltungen zu den Korrespondenten dieser Welt dirigiert, damit diese den Ernst des dortigen Geschehens dokumentieren (Motto: Wir wissen nix, aber wir waren dabei -- und nachher, wenn wir immer noch nix wissen, melden wir uns nochmal!).

Und schließlich kommt man mit Blick auf die allgemeine Lage des Kultur- und Unterhaltungsprogramms zu der Frage: Wieso sollte die "Lindenstraße" wertvoller sein als die Nudeltrockenstraße?

Nein, bunt, so meine ich, bunt darf sie durchaus sein, die Forschung und Technik in den Medien, wobei bunt nicht automatisch handwerklich gut bedeutet. Handwerklich gut wiederum bedeutet nicht, dass dieser Teil des Kachel-Mosaiks nicht auch schräg sein darf - im Gegenteil. Gut gemachtes Sciencertainment ist immer besser als pseudokulturelles Tränen- und Bembel-Fernsehen.

Und selbst wenn es dem Naturwissenschaftler beim Fernsehen vielleicht manchmal etwas zu bunt wird - gerade von den schrägen Ideen des Journalismus über Wissenschaft kann letztere viel lernen, für die Vermittlung des Fachs in der Öffentlichkeit ebenso wie für die eigene Lehre. Immerhin ringt ein Physik-Dozent vor 200 gelangweilten Zuhörern im Hörsaal doch nicht weniger um Aufmerksamkeit als der Radioreporter, der anlässlich des Einsteinjahrs versucht, die Relativitätstheorie und ihren Zusammenhang

mit der Lichtgeschwindigkeit an 2000 genervte Autofahrer zu vermitteln, die am Kamener Kreuz mit der Geschwindigkeit Null im Stau stehen. Wer da -- selbst mit den besten Inhalten -- nur die sachlichen Gehirn-Areale bedient, sollte gleich davon ausgehen, dass sich der Inhalt ebenso ins Nichts versendet wie ein Spratzer auf dem Videoband.

Die Grenzen der Erkenntnis

Und doch gibt es einige Einwände, zumindest gegen die wachsende, rein quotenorientierte Dominanz der kunterbunten Kacheln im wissenschaftsjournalistischen Mosaik. Denn das Bunte vermittelt unterschwellig auch eine zweite Botschaft: Einfach sei die Wissenschaft, jederzeit hilfreich und gut.

Wissenschaft ist aber gerade nicht einfach, jedenfalls dann nicht, wenn sie an den Grenzen der Erkenntnis stattfindet. Das liegt in der Natur der Sache. Insofern, so könnte man einwenden, vermittelt das Laute und Bunte -- im Hörsaal ebenso wie im Hörfunk -- ein falsches Bild von der Wissenschaft.

Andererseits aber dürfte für den durchschnittlichen Mediennutzer der Respekt vor der Kompliziertheit -- jedenfalls der meisten Forschungsgebiete -- so groß sein, dass er sich kaum als Einstein betrachten wird, nur weil ihm endlich einmal gut erklärt wurde, wie eine Espressomaschine funktioniert und was es mit dem Periodensystem auf sich hat. In der Regel dürfte bei Mann und Frau auf der Straße hängen bleiben: Wissenschaft ist kompliziert, aber manchmal kann sie auch bunt sein.

Ebenso sollte dem Zuhörer im Hörsaal klar sein, dass die Buntheit der Erklärung seines Professors zwar das Verstehen fördert, ihm jedoch nicht die Mühseligkeiten des Weiterdenkens erspart. Wenn die bunten Beispiele den Zugang zum Denken erleichtern, ist dies jedenfalls hilfreicher als die Holzhammerdidaktik vergangener Tage, wo Abhärtung schon das Ziel war, bevor das Denken überhaupt beginnen konnte - so als befände man sich noch im Zeitalter der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

Beunruhigender als die womöglich allzu bunte Aufbereitung der Themen aber ist die bevorzugte Auswahl der bunten Themen: Gut verkaufen wird sich eine Story über die Biologie des Orgasmus, möglichst kombiniert mit dem damit verbundenen Herzinfarktisiko oder -- noch besser, die perfekt konstruierte Faszinationsgeschichte: Ein verrückter Forscher spekuliert darüber, dass von der Evolution ausgewählte Dinosaurier bei einem zweiten Urknall in der Nähe der ägyptischen Pyramiden von Außerirdischen mit einem galaktischen Schwertransporter in ein schwarzes Loch verschleppt wurden -- eine Story mit solchen Zutaten verkauft sich von allein. Für eine Geschichte über die gravierenden Probleme der Materialwissenschaft beim Herstellen und Befestigen von Hochleistungskeramiken auf Siliziumbasis muss man sich etwas einfallen lassen.

Skurrilitätenverwaltung

Neben den Standard-Themen von "Staun-TV" und "Nutzwert-News" gibt es aber

eben auch die wichtigen und relevanten Themen aus der Grundlagenforschung, für die wir viel Geld ausgeben. Sie sind sperriger als die Dinosaurierforschung, aber die Möglichkeiten, auch Unbekanntes, wirklich Neues in spannende Formate zu bringen, sind noch längst nicht ausgereizt -- und eigentlich eine schöne Herausforderung für die Profis unter den Wissenschaftsjournalisten.

Ein Wigald Boning, der Wissenschaft transportiert, indem er sich über sie lustig macht, ist sicher ein Ansatz für neue Formen. Oder warum nicht einmal eine völlig experimentelle Fernseh-Form, die die abgründigsten Formen des Fernsehens mit tiefgründiger Forschung verbindet -- etwa "Big Brother aus dem Labor" oder ein "Dschungelcamp mit Wissenschaftlern", wie es in Ansätzen im Ausland ausprobiert wurde?

Dennoch: Bei aller persönlichen Begeisterung für das Bunte, so beschleicht mich doch die Befürchtung, dass dieses Bunte im Wissenschaftsjournalismus das Relevante auf Dauer bei weitem dominieren wird. Und dass der Wissenschaftsjournalismus seinen politischen Image-Gewinn, den er Klon, Genom und Ko. verdankt, wieder weitgehend verlieren könnte -- und er zurück in die Rolle der reinen Skurrilitätenverwaltung gedrängt wird. Aus Sicht der Wissenschaftsjournalisten wäre das schade, aus gesellschaftlicher Sicht gefährlich.

Denn ob die Beiträge und Berichte aus Forschung und Technik manchmal vielleicht etwas zu bunt geraten sind wie unsere dritte Kachel, ist weniger gravierend als eine andere Frage: Ist die Wissenschaft, die sich hinter so manchem Beitrag verbirgt, überhaupt echt, oder handelt es sich um eine billige Attrappe - wie unsere vierte Kachel für das letzte Kapitel symbolisiert.

Die Medienklaviatur

Wir befinden uns nicht mehr im Jahr der Mondlandung, in dem die meisten Forschungseinrichtungen des Landes nicht einmal Pressestellen besaßen. Das ist zunächst einmal gut und erleichtert jedem Journalisten die Arbeit. Bei allem Verständnis für überlastete Redaktionen, so muss man sogar einräumen, dass die Recherche gerade im Wissenschaftsressort heute oft um vieles leichter fällt als etwa vor 1995, als in der Regel nicht einmal die Redaktionen der "Süddeutschen" oder gar des WDR einen Internetanschluss besaßen. Je virtuoser aber die Wissenschaft lernt (und zum Teil lernen muss!) die Medienklaviatur zu bedienen, umso gefährlicher wird das Terrain zumindest für den arglosen Wald-und-Wiesenjournalisten, für den das Wort von Herrn oder Frau Professor noch uneingeschränkt gilt.

Was aber soll man davon halten, wenn der Chefarzt einer Universitätsklinik einen angeblichen medizinischen "Durchbruch" in seinem Fach nicht als erstes im "New England Journal" publiziert, sondern lediglich auf seiner privaten Pressekonferenz verkündet? Was soll man davon halten, wenn ein angeblich "bahnbrechender" Erfolg in der Stammzellforschung pünktlich vor dem Auslaufen einer Projektfinanzierung verkündet wird -- selbstverständlich unter besonderer Berücksichtigung der für die

Anschlussfinanzierung relevanten Landespolitiker. Und was soll man davon halten, dass das vorhin skizzierte Raumfahrtereignis Wissenschaftlern noch 35 Jahre später einen Platz auf so mancher Titelseite garantiert, weil die Ärzte ihr Verfahren zur Herstellung von Kunstblut mit der "Landung auf dem Mond" vergleichen - wobei die Medizin hier mit der Mondlandung nicht mehr gemein hat, als dass die Zahl der dort Gelandeten etwa der Zahl jener entspricht, an denen das medizinische Verfahren überhaupt getestet wurde. Kein großer Wurf für Statistiker.

Das alles gibt zu denken. Ebenso wie jene beunruhigenden Fälle von schweren Fälschungen - und das nicht in irgendwelchen Forschungsklitschen, sondern in Labors, die zuvor zum Teil als "nobelpreisverdächtig" gehandelt wurden.

Abgesehen von solchen Extremen aber kann die Wissenschaft zum Teil nicht einmal etwas für ihre wachsende Verkäufelnatur. Wissenschaft findet heute oft erst nach der Werbung statt, genauer gesagt nach der Eigenwerbung für Drittmittel. "Der Drittmittelmann" hat Holger Hettwer vom "Qualifizierungsprogramm Wissenschaftsjournalismus" der Bertelsmann-Stiftung einmal den Professor als neue Romanfigur karikiert. Wer von Forschern aber verlangt, sich vor allem zu verkaufen, um forschen zu können, fördert eben gelegentlich den guten Verkäufer stärker als den guten Forscher. Und umgekehrt kommt der gute Forscher oft vor lauter Verkaufen kaum mehr selbst zum Forschen.

Schein-Innovationen

Dass das alles der von der Industrie unabhängigen Forschung nicht gerade zuträglich sein kann, ist banal und wird oft diskutiert, mit allen Vor- und Nachteilen. Weniger präsent aber scheinen die Folgen für die Nähe von Wissenschaft und Politik zu sein, in der neuerdings auch das Wirtschaftsministerium für größere Teile der Forschung zuständig sein soll. Bei den Stammzelldebatten wurden die Verknüpfungen von Politik und Wissenschaft vielen deutlich, bei den Verkündigungen des Genom-Projekts schon seltener -- obwohl etwa zu Zeiten der UMTS-Forschungsgelder auch hier sogar Max-Planck-Direktoren auf drittklassigen Veranstaltungen als Schleppenträger von Forschungsstaatssekretären auftauchten.

Der Politiker schmückt sich gerne mit dem Wissenschaftler und der Wissenschaftler gerne mit dem Politiker. Und wenn, wie ein geschätzter Boulevardkollege gelegentlich berichtet, ein Redakteur von "Bild" als Fachblatt für Übertreibungen einen Mediziner fragen muss: "Herr Professor, ist das nicht ein wenig übertrieben?", dann treibt es die Forschung mit der Verkaufsförderung zu weit.

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Innovation lebt von einem guten politischen Rahmen ebenso wie von der Vermarktung guter Ideen -- aber eben nicht vom Verkaufen von Schein-Innovationen und vermeintlicher Fortschritte. Auch muss es nicht immer ein Fehler sein, wenn Wissenschaftsakademien und Forschungsorganisationen von Managern aus der Wirtschaft geleitet werden. Aber dass diese dann vielleicht einer genaueren Beobachtung der Medien unterliegen, als das für Wissenschaftler vom reinen

Schlage nötig war, dürfte auch kein Fehler sein. Einer Beobachtung von politisch denkenden Wissenschaftsjournalisten und von Politikjournalisten, die etwas von Naturwissenschaft begreifen. War die Frage "Wie funktioniert das?" im Wissenschaftsjournalismus der 70er und 80er Jahre oft die allein dominierende, so wird die Frage "Wer bezahlt das?" in Zeiten von Drittmitteldruck und föderalistischen W-Besoldungs-Wagnissen für den Reporter immer wichtiger.

Betrachtet man das entstandene Mosaik aus unseren vier Kacheln nun einmal als Ganzes, so verlangt man -- mal wieder -- eine Menge vom Wissenschaftsjournalismus. Wissenschaft im Alltag soll dieser erkennen, und umgekehrt sogar Sperriges aus Wissenschaft und Technik berichten -- und das dann ins Alltägliche einordnen. Im Falle der Hitzekacheln -- die Auflösung bin ich Ihnen noch schuldig -- sollte er vielleicht erklären, dass diese beim Eintritt in die Atmosphäre Temperaturen von 1400 bis 1600 Grad Celsius ausgesetzt sind, während es im All durchaus Minus 120 sind - ein Temperaturbereich, den die Kacheln und der Baumarktkleber im Badezimmer ebensowenig aushalten müssen wie die gewaltigen Zug- und Scherkräfte, die beim Raketenstart auf das Material wirken.

"Die Shuttle-Show"

Wer nun meint, Leser und Zuschauer bräuchten derartige Details nicht wissen, sollte sich an das tragische Puzzle um die Bedeutung herabfallender Raketenteile beim Columbia-Absturz erinnern - hier entschieden Details über Leben und Tod. Und wer Details nachgeht, stößt manchmal auf Kurioses -- dass nämlich auch die Raumfahrt-Experten im Detail bis heute oft rätseln, warum genau nun Kacheln und Schaumstoffteile von Raketen abfallen. Und das ist schon fast wieder ein Thema fürs vorhin skizzierte bunte Staun-TV aus dem dritten Kapitel dieser Vorlesung.

Auch die Kachel aus dem vierten Kapitel war mehr als nur Symbol aus der Rubrik "Politisches Tarnen und Täuschen in der Forschung": Denn ob -- wie im August -- eine Live-Reparatur von Kachelfugen im Weltall nun nötig oder nur eine PR-Aktion der NASA war, gehört genau in diese Kategorie. "Die Shuttle-Show", schrieb damals übrigens die SZ.

Zu den skizzierten Dimensionen des wissenschaftsjournalistischen Mosaiks kommt indes noch eine weitere Dimension hinzu: die knappere Zeit. Denn jene Faktoren von Politik und Markt, die das Fach nach vorne brachten, erzeugen nun natürlich auch mehr politischen und wirtschaftlichen Druck. Und je mehr Wissenschaft und Technik Bestandteil des täglichen Nachrichtengeschäfts wird, desto leichter wird es aber auch dort, eine Sau nach der anderen durchs Dorf zu treiben -- mit dem einzigen Unterschied, dass Sauen aus der Forschung mitunter gentechnisch verändert sind.

Doch "unmöglich" ist Wissenschaftsjournalismus auch weiterhin nicht - und er war es nie. Das wird umso deutlicher, wenn man an das vielfach beklagte Verhältnis von Wissenschaft und Journalismus einmal anders herangeht.

Dieses Verhältnis betrifft mich nun natürlich doppelt, immerhin lautet die

häufigste (und oft besorgte!) Frage ehemaliger Journalistenkollegen nach meinem Wechsel an die Uni, wie es denn so sei, auf der "anderen Seite"?"
Die Antwort: So anders ist vieles nicht.

Die Recherchierbolde

Von den Ähnlichkeiten zwischen guten Vorlesungen und gutem Journalismus war schon die Rede. Von Tag zu Tag immer frappierender erscheinen mir aber auch die Ähnlichkeiten zwischen Forschung und Journalismus. Beginnen doch beide mit einer Idee und einer Fragestellung, die durch Recherchen und Erhebung von Daten überprüft und schließlich -- möglichst hochrangig -- publiziert werden soll. Und obwohl die Zeitachsen und Zielgruppen verschieden sind, so sind selbst die Kriterien des Fachzeitschriften-Editors und des Nachrichtenredakteurs keineswegs grundsätzlich verschieden, zählen Originalität, Neuigkeitswert, die Bedeutung für die Leser und saubere Belege und Quellen doch in beiden Fällen als Maßstab für Qualität.

Nicht umsonst haben auch naturwissenschaftliche Autoritäten wie der ehemalige Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Hubert Markl, Wissenschaftler und Journalisten im biologischen Stammbaum der Arten schon Anfang der 90er Jahre als eine gemeinsame (Zitat) "Subspezies des von Natur aus (:) wißbegierigen Homo sapiens" klassifiziert, "die immer alles ganz genau wissen will, weil sie nicht alles glaubt, was andere zu wissen meinen. Diese Subspezies heißt laut Markl auch "Homo sapiens investigans, die journalistischen oder wissenschaftlichen Recherchierbolde". Und vielleicht, so vermutet er, sind gelegentliche Missverständnisse in dieser Subspezies gerade deshalb verständlich, weil sie sich in vielem so ähnlich ist.

Gerade in dieser Ähnlichkeit liegt aber auch eine Chance. Zunächst gehört das drei Jahrzehnte kultivierte Gejammer der Journalisten über den Wissenschaftler ("Ich versteh den nicht") und der Wissenschaftler über den Journalisten ("Der versteht mich nicht") zu den Akten: Macht endlich Eure Hausaufgaben, wenn Ihr miteinander sprechen wollt! Wenn ein Journalist aus dem Land der Wissenschaft berichten will, dann muss er sich eben auf Sprache und Kultur des Physikers, Chemikers oder Mediziner einlassen -- genau wie ein Auslandskorrespondent auf Sprache und Kultur Polens, Chinas oder des Mittleren Ostens.

Und ebenso muss der Wissenschaftler, der sich als Botschafter der Wissenschaft sieht, auch die seltsamen Sitten und Gebräuche des Medienlandes akzeptieren -- und sich dort vielleicht sogar Anregungen für seine langweiligen Vorlesungen holen. Gute Popularisierung gehört eben doch dazu -- ohne sie werden weder Wissenschaft noch der entsprechende Journalismus im bunten multimedialen Alltag kaum bestehen können. Wer Wissenschaftspopularisierung in den Medien gänzlich ablehnt, handelt genauso unjournalistisch wie der, der sie den Medien als vordringliches Ziel einreden will.

Dennoch: Popularisierung sollte man nur dann tun, wenn man etwas anderes nicht lässt: Statt die -- ebenfalls vorhandenen -- Unterschiede innerhalb

der journalistischen und wissenschaftlichen Subspezies zu beklagen, sollte es eine spezielle Subpopulation beider Seiten künftig an einer Symbiose versuchen: Jene Wissenschaftler, die es jenseits der Forschungsverkäufer ernst meinen mit guter wissenschaftlicher Praxis, und jene Journalisten, die es jenseits der schnellen Schlagzeilen ernst meinen, mit guter journalistischer Praxis. Zusammen können sie ein notwendiges Korrektiv in der Gesellschaft bilden. Eine gemeinsame Selbstkontroll-Instanz für Wissenschaft und Medien, vor allem aber auch eine Kontroll-Instanz für das Geschehen in Politik und Wirtschaft. Was liegt näher für zwei Instanzen, die nicht umsonst im gleichen Artikel des Grundgesetzes vereint und geschützt sind?

Verbündete finden

Alles Theorie? Nein, alles eine Frage des persönlichen Vertrauens! Ich kann versichern, dass das möglich ist. Ehrliche Wissenschaftler können Verbündete in den Redaktionen finden. Und Redaktionen können Wissenschaftler finden, die den redaktionellen Review-Prozess regelmäßig unterstützen - und damit auch die Qualitätssicherung der Wissenschaft selbst. Gemeinsam können sie die wachsende Zahl von Attrappen aus "sensationellen Forschungsergebnissen" besser erkennen und öffentlich machen, bevor sie Schaden anrichten.

Übersetzt man das in ein Sendeformat, dann würde ich mir ein politisches Wissenschaftsmagazin wünschen, "Monitor aus dem Labor" sozusagen oder "Report aus der Forschung". Ein Wissenschaftsmagazin, das mehr tut, als die Wunderwelt Wissenschaft nur mit großen Kinderaugen zu bestaunen, sondern das sich ernsthaft kümmert um jenen Teil der Verflechtungen zwischen Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, die der Gesellschaft nicht zuträglich sind. Der Markt für solche Themen dürfte mit dem rauheren Klima in der Forschung wachsen. Dass auch die Zahl der Journalisten wächst, die diesem politischen Wissenschaftsjournalismus gewachsen sind, wird die wohl wichtigste Aufgabe dieses Lehrstuhls sein.

Meine Damen und Herren, damit das Ressort heute nicht ein weiteres Mal in seiner Geschichte als verspätet gilt, möchte ich nun zum Schluss kommen. Ob im skizzierten Mosaik für alle - vom Biologen bis zum Statistiker - etwas dabei war, vermag ich nicht zu sagen; vielleicht sind interdisziplinäre Vorlesungen, die alle zufrieden hinterlassen, ja doch unmöglich. Wenn aber einige von Ihnen heute abend beim Zähneputzen kurz darüber nachdenken, was neben der Strömungslehre im Wasserstrahl, den geometrischen Formen der Kacheln und der Optik im Spiegel vielleicht sonst noch für Ihr Fachgebiet oder für Ihre nächste journalistische Story in ihrem Badezimmer verborgen ist, dann hat sich auch das kleine Kachelspiel gelohnt.

Ich selbst aber möchte noch einen letzten Blick zurück ins Jahr 1969 werfen und mich in gewisser Weise der Besatzung von Apollo 11 anschließen, die auf die Mitteilung ihrer Bodenstelle, dass sich 60 Prozent aller Zeitungsmeldungen in den USA mit ihrer Mission befassten, mit einem einzigen, bescheidenen Wort reagiert haben soll: "Danke".